

Eine schwarze Rose

Margreth Husek

EINE SCHWARZE ROSE

EINS

Seit zwei Jahren war die deutsche Kulturethnologin Elke Sickl in Wien als Institutsvorständin tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte waren Schlachthöfe und Konfliktforschung. Die letzte Publikation erschien unter dem Titel: Die Reise in den Schlachthof. Im Sommersemester hielt sie eine Lehrveranstaltung über Rationalisierung im Wiener Fleischgewerbe. Es hatten sich nur wenige Studierende zu dieser Projektarbeit angemeldet. Die Vegetarier und die Veganer lehnten aus tierethischen Überlegungen ab und blieben der Veranstaltung fern. Sickl plante eine Exkursion zu einem renommierten Schlachthof und Fleischhauerbetrieb.

Die Professorin hatte zwar potenzielles Fachwissen, jedoch führte sie die zukünftigen Ethnologinnen und Ethnologen gern in die Irre. Ihre Empathie war gespielt. In Wirklichkeit war sie eine auf ihren eigenen Vorteil bedachte Person und duldet keine aufstrebenden und kritischen KulturforscherInnen. Dazu kamen noch interne Machtkämpfe im Institut, die sie überforderten und dies spürten die Studierenden. Sie sprach hektisch und schnell, schlug alternative Vorschläge vor und verwarf sie wieder, brach während ihres Vortrages ab, wenn ein Hörer seinen Platz verließ und führte erst mit ihrem Vortrag wieder fort, wenn er sich wieder im Hörsaal einfand.

Die ethische Lebensmittelproduktion fing schon bei den Landwirten an, die strengen Kriterien unterlagen. Das begann mit zertifiziertem Futtermittel und Betreuungstierärzten bis zu externen Kontrollen und Qualitätssicherungssystembetreuung. Was gerne verschwiegen wurde, war jedoch der massive Einsatz von Antibiotika und die nicht artgerechte Tierhaltung. Auch das AMA-Gütesiegel schloss die tierquälerische Haltung nicht aus. Es wurde immer behauptet, Österreich hätte eines der strengsten Tierschutzgesetze. Wenn man genauer hinsah, wurden diese Gesetze aber oft durch Verordnungen und Ausnahmen umgangen.

Die Bauern waren auch nicht mehr das, was man als mit seiner Landwirtschaft innerlich verbundener Bauer verstand. Es waren Fleischproduzenten mit dem einzigen Zweck der Profitmaximierung, die geschickt lobbyierten und die Gesetze zu ihren Gunsten und zu Ungunsten der Kleinbauern beeinflussten. Laut Experten von der Vet-Med-Uni war der Kastenstand eine Tierquälerei, in dem die Tiere oft ohne Tageslicht dahin vegetierten und bewegungsunfähig die Hälfte ihres Lebens verbringen mussten.

Umweltschützer wie Greenpeace, Tierschutzorganisationen wie Peta, Vier Pfoten und der Verein gegen Tierfabriken machten sich Gedanken um eine ethische Lebensweise der Tiere. Sie forderten eine zumindest jährliche Kontrolle, wie sie bei Bio-Betrieben vorgeschrieben war, sowie eine Erhöhung des Strafrahmens gegen Tierquälerei. Die Tierschutzorganisationen wiesen darauf hin, dass die großen Massentierhalter auch noch großzügig von der EU dafür belohnt wurden, tausende Tiere auf engstem Raum zusammenzupferchen. Es fanden sich sehr bekannte adelige Namen auf der EU geförderten Liste wie beispielsweise der selbsternannte Bergbauer Marquis Pui-Manns in Burgenland, wo die höchste Erhebung sein Misthaufen war, mit seiner Fasanen- und Schnecken-Massentierhaltung für den Jagdspaß seiner Geschäfts- und Parteifreunde und der emigrierte Fürst aus dem Nachbarland für seine zweitgrößte Schweinefabrik Österreichs im niederösterreichischen Wilfersdorf. Auch aufgedeckte Hühnerquäler erhielten beträchtliche EU-Förderungen, obwohl diese illegale Käfigbatterien betrieben.

Der Konsument kaufte dieses Schrottfleisch, weil es mit dem AMA-Gütesiegel angeboten wurde. Die Tierschutzorganisationen bemühten sich die Förderungen an Tierschutzauflagen zu knüpfen und die österreichischen Supermarktketten weigerten sich inzwischen geschlossen das Fleisch kranker Gänse aus den Käfigbatterien der ungarischen Stopfleberindustrie zu verkaufen. In der Gastronomie sah es hingegen anders aus. In der scheinbaren Anonymität verschwanden Unmengen des minderwertigen Stopffleisches in Restaurants und Gaststätten.

Der Gesundheitsminister brachte einen Entwurf für eine neue Tierhaltungsverordnung ein. Um sie in Kraft zu setzen, brauchte er die Zustimmung des Landwirtschaftsministers, des Bauernbundpräsidenten und des Landwirtschaftskammerpräsidenten. Das dahinterliegende finanzielle Problem war der Stallumbau bei den Schweinezüchtern, weg von schweinekörpergroßen Käfigen, hin zu artgerechter Tierhaltung mit Auslauf. Der Bauernbundpräsident mit seinen zahlreichen Nebenjobs, unter anderem Bauernbundchef, war selbst Schweinezüchter und plädierte nur zögernd für Übergangsfristen.

Der Vorzeige-Schlachthof und Fleischhauerbetrieb, den Sickl in die Projektarbeit mit den Studierenden einpflanzte, lag knapp an der Wiener Landesgrenze. Sickl begrüßte die Firmeninhaberin Rosenstingl mit einer Küss-die-Hand-Geste. Diese liebte sie zärtlich auf den Wangen. Hand in Hand gingen sie in den Schlachthof. Die Studierenden schritten mit Block und Bleistift hinterher. Bestialischer Geruch erwartete sie. Hilfeschreie der Tiere drangen nach dem Transport am Ende ihres qualvollen Lebens über den Hof. Die

dampfende Luft, der noch in den Lkws auf ihren Tod wartenden Tiere, schwebte über die Köpfe der Studierenden.

Fast die Hälfte der geschlachteten Schweine kam aus dem Umland, rund zehn Prozent aus dem benachbarten Ausland. Was wiederum bei den Studierenden die Frage nach der Qualität der Tiertransporte aufwarf. Nach dem EU-Gesetz gab es strenge Strafen bis hin zum Verlust der Transportgenehmigung, doch kontrolliert wurde sehr mangelhaft. Der Österreichische Tierschutzverband und Greenpeace beanstandete dies. Auch vereinzelte Amtstierärzte wollten die Quälerei bei Schlachtviehtransporten nicht länger tolerieren. Der Großteil an Fleisch, der in Österreich geschlachteten Rinder und Schweine ging allerdings in den Export. Es wurde mehr geschlachtet als die Inländer verzehren konnten. Die heimischen Konsumenten kauften hauptsächlich die sogenannten Edelteile. Um ausreichend Edelteile zur Verfügung zu haben, mussten eben ausreichend Tiere geschlachtet werden. Der Speck ging nach Russland, die Bäuche nach Asien. Ähnlich verhielt es sich bei den Rindern. Kuhfleisch war in Österreich kaum an den Kunden zu bringen, wurde aber in Portugal und in Frankreich geschätzt. So fanden die Tiererteile ihren Weg um die halbe Welt.

Rosenstingl kaufte neben den gequälten Indoor-Tieren auch artgerecht gehaltene Outdoor-Tiere, die Zeit ihres Lebens bis zur Schlachtung im Freien leben durften. Heute wartete die Schlachterin und Landtagsabgeordnete Rosenstingl auf eine Ladung Sonnenschweine. Angesichts der wechselnden Witterungsverhältnisse in Österreich war es eine euphemistische Bezeichnung. Man hätte sie ganz allgemein auch Allwetterschweine benennen können.

Indessen forderte eine wissenschaftliche Delegation die europäischen Politiker auf, Rahmenbedingungen zu schaffen mit dem Ziel einer ökologischen Landwirtschaft, die auf viele kleine Produzenten und auf lokal erzeugte Nahrung aufgebaut werden sollte. Damit sollte die industrielle Massentierhaltung zurückgedrängt werden. Wettbewerb und Kampf um Marktanteile hatten zur Entsolidarisierung innerhalb der Landwirtschaft geführt und begünstigte Egoismus und Rücksichtslosigkeit.

Rosenstingl war stolz auf ihre gut gewarteten Betäubungsgeräte, die das Tierleid bedeutend verringerte und auf ihre hygienisch sauberen Tierleichenhallen.

Hinsichtlich des Schmerzempfindens war das Tier mit dem Menschen auf einer Ebene. Wäre es wirklich die schlechteste Alternative, wenn Tiere nicht mehr zum Töten und Essen gezüchtet würden? Oder eben nur in ganz minimalem Ausmaß, das aber sehr kontrolliert.

Eine Studentin der Kulturanthropologie hob die Hand, sie meldete sich zu Wort. „Ich bin immer in einem Zwiespalt, denn ich bin keine Vegetarierin. Doch wenn es auf einmal kein Fleisch mehr zu essen gäbe, könnte ich es mir bestimmt abgewöhnen und würde mich dann besser fühlen als jetzt, wo ich weiß, dass jede Wurst und jeder Speck im Grunde ein Teil eines gequälten Körpers ist.“

Eine Soziologiestudentin war ebenfalls der gleichen Meinung. „Tieren solches Leid und solchen Stress zufügen, wie dies täglich gesetzlich abgesichert geschieht, ist in der heutigen Zeit einfach zutiefst pervers. Leid ist Leid. Sobald Leidensfähigkeit gegeben ist, muss dieses Leid verhindert werden. Da Haltung und Tötung der Nutztiere diese Prämisse in ärgstem Maße verletzt, ist diese abzulehnen. Sind wir lieber froh, dass die Sensibilität in unserer Gesellschaft schon so zugenommen hat und gewisse Formen der Grausamkeit nicht mehr akzeptiert werden. Das wird sich wohl früher oder später durchsetzen. Die Sklaverei wurde auch nicht an einem Tag abgeschafft. Wir wollen doch eine bessere Welt!“

Diese Kritik war Sickl zuviel. „Was soll diese militante Äußerung? Die Menschen, und das geht durch alle Gesellschaftsschichten, wollen Fleisch essen! Was geht da in Ihrem Kopf so ab?“

„Ich glaube, dass wollen Sie gar nicht wissen. Was ist daran militant, wenn man keine Tiere ermorden will? Die Massentierhaltungsställe sehen aus wie die KZ-Baracken. Die Anonymisierung der Strukturen, der vom Handel aktiv gefördert wird, bewirkt Großstrukturen, die nicht mehr herzeigbar sind oder werden. Mutante Hühnchen, die nicht mal mehr laufen können vor lauter Brustfleisch, die mit Medikamenten, Steroiden, Hormonen ihr gentechnisch verändertes Dasein fristen und binnen fünf Wochen erntereif sind. Das die nach nichts mehr schmecken tut ja nichts zur Sache. Seitdem sich Monsanto das Patent auf ein gustiöses Verfahren gesichert hat, dem Huhn Hühnersuppe ins Fleisch zu spritzen, damit es wieder nach Hendl schmeckt. Ich lehne es entschieden ab, mich erst von der Lebensmittellobby vergiften und anschließend von der Pharmedia zu Tode therapieren zu lassen. Und noch was: Würde jemand sein Haustier in einem Kastenstand halten und töten, die Person säße im Gefängnis, die Gesellschaft würde aufschreien“, antwortete empört ein Student der Kunstgeschichte anstelle der Soziologiestudentin.

Sickl bekam einen hochroten Kopf. Mit dieser Aufmüpfigkeit hatte sie nicht gerechnet. Sie ging zu einem Gegenangriff über. „Und Sie streicheln die Pflanzen bevor Sie diese ermorden und essen?“

Eine Biologiestudentin kannte sich bestens aus. „Es ist nur eine Frage der Zeit bis resistente Keime auch in

unseren Hendln auftauchen. Die Bakterien schaffen es über den Mist der Tiere auf den Acker und in die Biokarotte, welche im Gegensatz zum Fleisch noch roh gegessen wird. Man sollte auch nicht vergessen, dass die Antibiotika im Abfall als Dünger die Umwelt verseucht und so in die ganze Lebensmittelkette eingeschleust wird. Vor allem auch in die Gülle und damit kommt das Zeug auch in Gewässer.“

Eine andere Biologiestudentin machte den Vorschlag: „Bio sollte nicht plakatiert werden müssen und auch nicht das Mogelsiegel AMA, das beispielsweise Gentech-Futtermittel erlaubt, sondern wie bei Zigaretten eben das Abschreckende. Auf der Fleischverpackung sollte groß ein Foto von gequälten Tieren und ein entsprechender Text dazu abgebildet werden. Verpflichtende Prädikate wie: aus Massentierhaltung, Pestizid behandelt und mit Antibiotika gefüttert sollten obligatorisch sein. In Österreich sind Biomarken betroffen, die ausländische Futtermittel zugelassen haben.“ Sie sprach jetzt gezielt die Kulturrethnologin Sickl an: „Wie erklären Sie das, dass es etwas wenig Bio-Fleisch im Verhältnis zu dem großen Angebot an Bio-Milchprodukten in unseren Supermärkten gibt?“

Sickl Augenbrauen zogen sich zusammen, sie sah Rosenstingl an. Diese überlegte einige Zeit, dann meinte sie verblüffend ehrlich: „Die Tiere respektieren, artgerecht und ausschließlich im Freiland halten und mit Futtermittel aus der nächsten Umgebung versorgen ist natürlich die beste Lösung. Die Menschen haben es in der Vergangenheit oft genug geschafft alte Wertesysteme zu ändern. Irgendwann ist das hoffentlich auch beim ungesunden, tierquälerischen und klimaschädlichen Fleischkonsum so.“

Vom Schlachthof ging es in den Zerlegebetrieb. Die Rationalisierung und Automatisierung hatte auch vor dem Metzgereihandwerk nicht innegehalten. Das Mengen des Gehackten und Räuchern der Wurstwaren übernahmen Maschinen, welche mit ihren präzisen Arbeitsabläufen die Produktion gleichbleibender Qualität garantierten. So gehörten auch alte Rezepturen für die Wurst- und Schinkenherstellung zum ererbten Besitz von Rosenstingl. Ein kleiner Teil der Ware wurde im eigenen Fleischhauergeschäft angeboten, welches als ausgezeichneter Betrieb galt.

In ihrer kargen Freizeit züchtete Rosenstingl Staffordshire Terrier und nahm mit ihnen an Ausstellungen teil. Sie ging außerdem gerne auf den Schießstand, um dort mit verschiedenen Waffen zu trainieren. Dies erfuhren die Studierenden während der gratis angebotenen Würstelverkostung.

Ein Student von ganz hinten im Raum hob seine Wurst in die Höhe und rief: „Schönen Gruß vom gequälten Tier! Sie glauben, wenn Sie selbst schlachten, dann stirbt es mit voller Hingabe an Sie denkend?“

Die Gesichtszüge von Rosenstingl verhärteten sich. Sie ließ ihre Blicke wie ein Bussard kreisen und fixierte den Aufmüpfigen. Sickl klammerte sich an Rosenstingl. Mit beruhigendem Lächeln streichelte sie ihren Rücken. „Wie Sie wissen, kommt es bei der Obst- und Gemüseernte europaweit regelmäßig zu viel grausamerer Ausbeutung von menschlichen Billigarbeitskräften aus der dritten Welt. Darum sollten sich die Vegetarier vielleicht auch mal kümmern, wenn sie sich selbstgerecht die nächste Cocktailltomate in den Mund schieben.“

ZWEI

Kopf hoch, Schultern zurück, Rücken gerade, Brust raus, Bauch rein und mit erhobenem Haupt auf hohen Absätzen einen Fuß vor den anderen setzen! Ist wie Fahrrad fahren. Üben, üben. Dora stöckelte zwischen Veranda, Wohnzimmer und Vorzimmer auf und ab, sie fühlte sich in den hochhackigen Pumps graziler und weiblicher als in ihren flachen Schuhen.

Wolfram Schüssel absolvierte seit letzter Woche einen dreiwöchigen Lehrgang für Spurensuche und eine Zusatzausbildung als Fahrradpolizist. Für Dora war die verdeckte Ermittlung mit Alfred vom Sicherheitsdienst eine willkommene Abwechslung.

Mit aufheulemdem Motor parkte Alfred in der Operngarage ein. Doras aufwendiges Make-up und Designermode-Schnickschnack kennzeichneten einen gehobenen gesellschaftlichen Status. Natalie, die Sekretärin vom Polizeipräsidenten Lacina, borgte ihr eine blonde Kurzhaarperücke mit asymmetrischem Schnitt, der Pony fiel glatt von ihrer hohen Stirn. Mit dunkel getönter Brille, dunkel bemalten Lippen, dunkel lackierten Nägeln und Ohrringe groß wie ein Kronleuchter hakte Dora sich bei Alfred ein, als sie mit dem gläsernen Panoramalift zur Sky-Bar hinauf schwebten. Alfred hatte sich für diesen Auftritt extra eine Krawatte gebunden, auch er streckte seinen Körper durch. Dora und Alfred waren jedoch auf jene Art kein Paar, wie das eben nur sehr gute Freunde sind.

Vor dem Entree trennten sie sich. Von der Geschäftsleitung der Sky-Bar kam der Auftrag Taschendiebe zu observieren. Ein fantastischer Blick gewährte die voll verglaste Fassade zur Spitze des Stephansdoms. Von der geräumigen Terrasse sah man über die Dächer der Innenstadt zum Belvedere und zur Karlskirche bis hinüber zum Riesenrad. Die späte Herbstsonne erlaubte auf der Terrasse neben der Tür Platz zu nehmen.

Dora konnte den Innenraum gut überblicken. In der Mitte des hinteren Teils des Raumes befand sich zudem auch noch eine kleinere Bar-Insel, ein Treff für Seide bis Halbseide. An den Tischen saßen Dozenten, Geschäftsleute, Künstler mit Denkerstirn und Mächtigen-Highsociety mit affektiertem Lachen. Alfred wählte im ersten Raum einen Fensterplatz. Vor allem Touristen und schicke Schickis, die nach dem Einkaufstrubel auf der Kärntner Straße chillen wollten, fanden sich in der Bar ein. Das Handy hatte oberste Priorität und war obligatorisch, es läutete ständig. Man nahm sich wichtig. Touristen schwärmten zum Fotografieren zwischen ihren Plätzen und Terrasse hin und her. Es war ein ständiges Drängen, Kommen und Gehen.

Dora stand mit Alfred im Blickkontakt. Gerade als sie sich eine Zigarette anzündete, sah sie vier gepflegt gekleidete Gäste, die gemeinsam ins Lokal eintraten. Das junge Paar nahm an dem Nebentisch eines älteren Herrn Platz, der zweite ließ sich abseits in die Ledergarnitur nieder, der dritte verschwand wieder zum Ausgang. Der Kellner servierte dem älteren Herrn einen großen Braunen und ein Paar Frankfurter mit Gebäck. Bedächtig schälte der Mann die Haut von den Würsteln. Menschen drängten an ihm vorbei hin zur Terrasse.

Plötzlich schnellte Alfred von seinem Fensterplatz auf, gab Dora ein Zeichen auf das Paar und stellte sich vor dem Mann, der abseits im Ledersofa saß. Dora eilte zum Ausgang und verstellte diesen. Der Mann zeigte sich empört, als er von Alfred aufgefordert wurde in den Lageraum zu folgen. Alfred zückte seine Polizeimarke. Widerwillig folgte er ihm. Unerwartet schlug der Mann mit seiner Faust auf den Kopf des Kriminalbeamten. Geistesgegenwärtig konnte Alfred jedoch mit seinem erhobenen Arm dies abwenden. In der kleinen Kammer perlustrierte er ihn. Zum Vorschein kamen drei Geldbörsen mit Führerschein, Bankomat-, Kredit- und Versicherungskarte jeweils auf drei verschiedene Namen ausgestellt. „Ich habe beobachtet wie das junge Paar beim Hinausgehen auf die Terrasse das Portemonnaie auf Ihr Sofa fallen ließ. Vorher entwendeten die beiden die Brieftasche aus der über der Stuhllehne abgehängten Jacke des älteren Herrn. Taschendiebstahl ist ein Eigentumsdelikt. Hände auf den Rücken!“ befahl Alfred und legte ihm die Handschellen an.

In der Zwischenzeit rief Dora im Präsidium um Verstärkung an. Das junge Paar protestierte lautstark, weil sie in der Bar festgehalten wurden. Alfred gab dem nichts ahnenden Herrn die Brieftasche zurück. Nach wenigen Minuten kam Polizeiverstärkung und zu siebt schwebten sie im Panoramalift hinunter.

DREI

Donner und ihr Bekannter Josef trieben die Neugier in den Garten. Sie brachte belegte Brötchen und Fruchtsaft, sogar Zigaretten fischte sie aus ihrer Tasche. Beide setzten sich in die Hollywoodschaukel und warteten auf die Musikkreation von Dora.

Seit zwei Monaten hatte Dora auf Initiative von einigen internen Kripobeamtinnen eine Damenband gegründet. Eigentlich kam die Idee von der Psychologin Dr. Mairöcker. Dora und Mairöcker lernten in ihrer Jugendzeit Gitarre spielen. Nach einigen Jahren pausieren fehlte ihnen jedoch das Fingertraining. Die Praktikantin Ewa Blecha, was auf Deutsch soviel hieß wie Floh und im Innendienst auch so benannt wurde, wollte auch unbedingt dabei sein und besuchte dafür einen Schlagzeugkurs. Nach Anfangsschwierigkeiten klappte die Kollaboration mit Martina Mairöcker und Ewa Blecha.

Als Leadgitarristin legte Dora ein Gitarrensolo hin. Beim Einsatz des Tremolos von Dora klatschten Donner und Josef begeistert: „Viva la musica! Everywhere!“ Sie staunten und genossen die Aufführung. Dora gewann Selbstsicherheit und steigerte ihre Performance. Sie sah in Donner und ihrem Freund Josef ihr Publikum und näherte sich ihnen etappenweise. Physisch hatte Dora die unsichtbare Barriere zwischen imaginärer Bühne und ihrem Publikum aufgehoben. Sie sang emotional mit tiefem Timbre ihren eigenen kreierten Songwritingtext: The alert eyes of the dark city.

Donner war begeistert. Die Zigarette hing in ihrem faltigen Mundwinkel. Sie war frenetische Raucherin und trank ihren nicht deklarierten selbstgebrannten Obstler, den sie auch ihrem männlichen Verehrer anbot. Sie hatte ihr eigenes Rezept fürs Altern. Auf die Pauke hauen genauso wie die zeitweise Reduktion auf das Wesentliche. In ihrem erfüllten Leben hatte beides Platz. Freilich war es keine Garantie für ihre Langlebigkeit auch wenn sie Stammkundin im anthroposophischen Reformhaus war. Donner hatte nie Probleme mit dem Älterwerden, ganz im Gegenteil. Abgesehen von zeitweiligen Gelenkschmerzen, fand sie jeden Lebensabschnitt interessant. Wichtig war für sie, nie an anderen und allgemein gültigen Meinungen sich zu messen. Würde sie sich asketisch alles versagen, käme ihr das Leben nur extrem lang und langweilig vor. Donner hatte aber auch ein Rezept für ein schnelles Ausscheiden aus dem faden Dasein. Sie war eine Verfechterin des originellen Sterbens. Spontan gab sie einen Tipp ihrem Freund Josef: von hoch oben auf eine Hochspannungsleitung zu pinkeln.

„Geh, Anshi! Als 75-jähriger Mann mit schwacher Prostata, da funktioniert der Pinkeltod nicht mehr so glatt.“

Ich wünsche mir vom Tod, dass ich ihm nicht so intensiv ins Auge schauen muss. Das ist bei deiner Methode leider nötig.“

„Du kannst ja eh die Augen schließen dabei“, entgegnete Donner schlagfertig.

Dora bekam einen Lachanfall. Ewa war geschockt. Mairöcker war perplex. Natürlich kannte die Psychologin die Selbstmordstatistiken, doch so offen und selbstverständlich wie Donner mit diesem Thema umging, verschlug ihr die Sprache. Sie machte einmal einen kräftigen Schluck vom selbsthergestellten Haselnuss-Schnaps.

Donner war eine quirlige Frau um die sechzig. Oft klagte sie, dass ihr der Tag zu kurz sei. Sie pflegte ihren Garten, zog Gemüse, Kräuter, Beeren, pflanzte Blumen und destillierte je nach Jahreszeit verschiedene Obstsorten. Ihr Sohn arbeitete seit über zehn Jahren in Montréal bei der Internationalen Zivilluftfahrt-Organisation.

Dora wohnte bei ihr im ersten Stock. Sie hatte einen günstigen Mietvertrag inklusive Gartenbenützung mit Donner abgeschlossen. Als alleinstehende Frau war Donner beruhigt eine Kriminalbeamtin im Haus zu haben. Sie hatte panische Angst vor den transsilvanischen Wanderwanzen wie sie sich artikulierte und ließ eine Alarmanlage installieren. Zu ihrem Schutz hatte sie auf den oberen Türstockrahmen ihrer Eingangstür gleich selbst einen runden Kreis mit rotem Filzstift gemalt: ‚Hier gibt es nichts‘ und gleich daneben mit weißer Kreide: ‚C+M+B‘. An ihrem Briefkasten am Gartenzaun brachte sie ein Piktogramm an: ‚Polizei im Haus‘ und an die Türklinke ritzte sie: ‚tt‘.

„Bei mir im Haus gibt es an allen Türen, außer meiner, auch ein solches Zeichen ‚C+M+B‘. Kann mir wer sagen, was dieser Gaunerzinken bedeutet? Ewa Blecha drehte sich fragend an die Runde.

„Es kennzeichnet, hier kann man betteln und alles mit Weihrauch verstimmen. Geldeintreiber des Vatikans waren hier. Bei nicht gekennzeichneten Türen bedeutet das: Hier wohnt ein Andersgläubiger“, gab die Psychologin Mairöcker pragmatisch zur Antwort.

Josef stand auf und gesellte sich zu ihnen. „Und es gibt noch einen untrügerischen Zinken auf den Verlass ist. Wenn die Umgebung des Türschlosses stark zerkratzt ist, heißt das: Achtung! Alkoholikerin beziehungsweise Alkoholiker wohnt hier, zeigte Josefs Lebenserfahrung.

Dora und Ewa packten die Instrumente ein und trugen sie in die ebenerdig gelegene Abstellkammer.

„Die beste Lösung gegen Einbruch ist, Licht und Radio laufen lassen und gute Freundschaft mit den Nachbarn pflegen“, riet Mairöcker.

Donner kam mit einer Packung Kekse aus dem Haus. „Waaas? Radio laufen lassen? Das ist aber kein guter Vorschlag! Und was ist, wenn der GIS-Mann kommt?“

„Einfach das Läuten an der Tür ignorieren“, beschwichtigte Josef und legte seinen Arm auf die Schulter von Donner.

„Jetzt, nachdem die Bedeutungen der Zinken allgemein bekannt gemacht wurden, werden sich wahrscheinlich die Motive ändern“, mutmaßte Mairöcker.

„Also ich werde ein Passfoto meiner Frau raushängen, das genügt vollkommen“, schmunzelte augenzwinkernd Josef.

VIER

Als Dora und Alfred im Schlachthof eintrafen, war dieser schon von sechs Polizeiautos umzingelt. Das Fleischhauergeschäft hatte montags Ruhetag und auf dem Schlachthof schien niemand anwesend zu sein. Zwei von den vierzehn Polizisten Krzysztof Czislak und Hasani Kanteh kamen Dora entgegen und übergaben einen zerknüllten Zettel, darauf stand: Das Messer ist schon scharf geschliffen.

„Wo lag das Papier?“ Dora blickte die beiden an.

„Der Stadtstreicher von dort drüben auf der Bank hat sich seine Essensreste damit eingepackt, das er vom Schlachthof bekam“, antwortete der Revierinspektor Krzysztof Czislak und zeigte auf den angrenzenden kleinen Park. „Der ist ein bezirksbekannter harmloser Vagabund. Er übernachtet in einem ausrangierten Güterwagen auf dem aufgelassenen Firmengelände gleich schräg gegenüber.“

Dora ging zu dem Unterstandslosen hinüber, der sich aus Pappkarton einen Bettler-Automaten umgestülpt hatte. Oben bastelte er einen Schlitz fürs Kleingeld. Auf jeder Seite stand mit großen Lettern gepinselt: BITTE ALMOSEN. Er machte die Erfahrung, dass Menschen leichter spendeten, wenn sie seinen Habitus nicht sahen.

„Haiderer, Kriminalpolizei“, stellte sich Dora vor. Sie klopfte und entfernte anschließend den Karton als der Sandler sie nicht weiter beachtete. Darunter lag ein zusammengerollter Schlafender mit Frauenperücke und Stöckelschuhe, die Hose hing ihm bis zu den Oberschenkeln herunter. Dora stupste ihn. „Von wo haben Sie

diesen Zettel?“ Sie hielt ihm diesen vor das Gesicht.

„Der lag neben der Eingangstür von der Fleischerei. So ein schwarzes Grünzeug war damit eingewickelt“, murmelte er.

„Wann haben Sie das Papier gefunden?“

„Vor ein paar Tagen.“

„Soll ich Ihnen Hilfe holen?“ Der Mann sah krank aus mit seinem rötlichblauen Gesicht und durchfrorenen Gesäß. Er zitterte vor Kälte.

„Nein.“ Wortkarg drehte er sich wieder um.

Kanteh, der Revierinspektor, kam mit einem McWrap, Schocko-Muffi und einer Dose Fruchtsaftlimonade. Er schmiss zwanzig Euro in den Schlitz. „Danke, dass Sie uns verständigt haben.“

Dora läutete an die Wohnungstür im Obergeschoß der Fleischhauerei. Eingehüllt im Frotteemantel öffnete Rosenstingl. Sie kam gerade von der Schießstätte, wo sie für die Jägermeisterschaft trainierte. Dora fixierte die Lang- und Faustfeuerwaffen im Waffenschrank. Auf der Kommode standen Schachteln mit Patronen mit der Nr.22 kurz, .22 lfB und 22lfB Hyper, daneben eine Glasvase mit schwarzen Rosen. Dora musterte Rosenstingl. Sie war eine gepflegte hochgewachsene Frau, Mitte vierzig, mit rot lackierten Nägeln und brünett gefärbten schulterlangen Haaren. „Frau Rosenstingl, wir wissen, dass Sie in einer Beziehung zu Frau Sickl stehen. Wann sahen Sie Frau Sickl das letzte Mal?“

„Vor einer Woche. Sie war ebenfalls mit einer Gruppe von Studierenden hier.“

„Und wann hatten Sie den letzten telefonischen Kontakt?“

„Auch vor zirka einer Woche.“

„War das normal, dass Frau Sickl sich so lange bei Ihnen nicht meldete?“

„Elke ging ihrem Beruf nach, so wie ich meinem nachgehe. Wir sind beide in unseren Tätigkeiten sehr engagiert. Ehrlich gesagt, wir gingen das letzte Mal streitend auseinander. Der gemeinsame Weg war zu Ende. Die Beziehung nicht mehr zu retten.“

Aha! Ging? Dora wurde hellhörig. Alfred stand seitlich von Rosenstingl und machte sich Notizen. „Was war der Streitpunkt?“

„Sie wollte bei mir wohnen. Ich versuchte ihr klarzumachen, dass ich neben dem Schlachthof samt Administration auch noch im Nationalrat, als Terrierzüchterin und im Schützenverein tätig bin. Für beide Hobbys interessierte sich Elke nicht.“

Dora zeigte Rosenstingl das zerknitterte speckige Papier mit der Drohung, das angeblich auf den Stufen vor der Fleischerei lag. „Was bedeutet das: Das Messer ist schon scharf geschliffen? Wurden Sie bedroht?“

„Zur ersten Frage: Ich habe keine Ahnung. Zur zweiten: nein.“

„Frau Rosenstingl, Professorin Sickl ist genau seit einer Woche spurlos verschwunden.“ Dora sah sie fest an.

„Dürfen wir Ihre Schlachträume inspizieren? Hier ist der Durchsuchungsbeschluss.“ Dora nickte Alfred zu. Dieser griff in seine Jackentasche und händigte ihm Rosenstingl aus.

Mit Spezialbekleidung ausgestattet durften die Beamten erst nach der gründlichen Desinfektion von Schuhwerk und Händen den Schranken in der Schlächtereier passieren. In der gefliesten Halle baumelten Hühner zum Ausbluten mit den Beinen nach oben an Transportbänder. Im zweiten Raum hingen kopf- und beinlose Rinder mit aufgeschnittenen Bauchdecken. Die Gedärme wurden abseits auf den Steinboden geschmissen. Durchschossene und enthäutete Köpfe hingen an den Hacken. Organe, Innereien, Magen lagen am Boden verstreut. Dampfend lag der Mageninhalt in einer Schubkarre. Die Magenhäute wurden mit klarem Wasser von Frauen abgespült und gereinigt. Die abgelöste Haut diente nach der chemischen Bearbeitung für die Lederproduktion. Die Knochen der Vorderbeine lagen in einem Behälter. Ein Teil der gereinigten Därme schwamm in Salzlacke. Eine Schlachterin teilte mit einer Hydrauliksäge den Rumpf der Rinder in zwei Hälften, anschließend entfernte sie das Fettgewebe von der Fleisch- und Muskelmasse. An der Innenseite der Körperhälfte waren Wirbelsäule, Brustkorb, Rippen und Muskeln gut erkennbar. Das war der Rest von einem gequälten Tier, welches für die Weiterverarbeitung zu Fleisch und fleischhaltigen Produkten übrig blieb.

Dora machte sich Gedanken wie die Überreste aufgetischt wurden. Als Rouladen, Steak, Faschiertes?

Die Beamten inspizierten die dritte große Halle. Hier wurden die Tiere geschlachtet und weiter verarbeitet. Es war das gleiche Bild. Nun von zwei Arbeiterinnen ausgeführt. Dora sah gerade als eine Schlachterin nach der Betäubung einem Schwein in die Hauptschlagader stach. Das Blut spritzte aus der offenen Stichwunde über die Fliesen. Das Schwein verblutete. Das Tier war jedoch zu diesem Zeitpunkt noch nicht tot. Es zuckte und gab schnappartige Geräusche von sich. Das austretende Blut lief durch eine Abflussöffnung im Boden in einen speziellen Tank und wurde unter anderem zu Blutmehl weiterverarbeitet. Der übliche Prozess bei der Schlachtung war: Bolzenschuss bei Rindern, Stich in eine Hauptschlagader bei Schweinen. Anschließend

ausbluten, köpfen, Füße abtrennen, aufhängen, aufschneiden, ausnehmen, zersägen, kühlen und verkaufen. In weiterer Folge kaufen, zubereiten und essen.

Dora dachte an die Etiketten von Speck-Crackern, Wurstverpackungen und Tiefkühl-Mahlzeiten, wo bunt gezeichnete, lachende Tiere abgebildet waren, die den sympathischen Eindruck machten zufrieden mit der hochwertigen Qualität ihrer eigenen Verwurstung zu sein. Es blieb für sie ein Rätsel, warum die Menschen den Namen des Schweines, das so viel Gutes brachte und zu Neujahr auch noch als Glückssymbol verwendet wurde, als Schimpfwort benützten. Was würde wohl geschehen, wenn die unzähligen Verpackungen mit den darin enthaltenen Tierleichen, Tierkörperteilen und Extrakten mit den gequälten Tieren bedruckt wären? Was würde passieren, wenn man den Bio-Fleischessern mit jedem ihrer Einkäufe die brutale Abfolge der Tiertötung bis zum Zerlegen zeigen würde?

Rosenstingls Produkte gingen hauptsächlich an das österreichische Bundesheer und an die Geriatriezentren von Wien. Für das Bundesheer kreierte sie Wiener Potpourri. Das waren verschiedene Fleischsorten, die sich gut eigneten für die Gulaschkanone. Für die ranghohen Generäle gab es Spezialwürste, Pasteten und Pralinen. Die Spezialwürste nannte sie feurige Götterspeise, die Dirndlpastetenkreation bezeichnete sie erfüllter Schöpfungsakt und die Leberparfait-Pralinen betitelte sie Götternektar. Für die Geriatriezentren gab sie weniger kreative Bezeichnungen. Es waren die alltäglichen Leber-, Brat- und Blutwürste, Presswurst, Zungen- und Selchwürste. Die Schlachterin und Nationalratsabgeordnete Rosenstingl hielt es mit Otto von Bismarck: Je weniger die Leute wissen, wie Würste und Gesetze gemacht werden, desto besser schlafen sie. Der Polizist Kanteh, ein mindestens 195 cm großer Mann, sprintete keuchend Dora entgegen. „Rosenstingl wollte soeben mit dem Tiertransporter flüchten. Wir haben sie jedoch noch rechtzeitig im Schlachthof aufgehalten.“

„Das macht sie aber sehr verdächtig. Setzt sie ins Dienstauto. Czislak und seine Polizisten sollen sich um sie kümmern“, gab Dora die Order. Sie drehte sich um schritt zu den übrigen Polizisten, die ihr gefolgt waren.

„Meine Herren, alle Hallen und Räume genauestens inspizieren und vor allem den Kühlraum, die Schubkarren mit den Tierabfällen, Bottich, Kisten etc.“ Sie wandte sich an ihren Kollegen Alfred, an Revierinspektor Franz Widhalm und an den Spurensicherungsbeamten Hans Schinko. „Wir gehen in den Keller.“

Schnäbel, Federn und Krallen lagen in einem Bottich und am Boden verstreut. Ratten, Mäuse und Kellerasseln huschten unterhalb des feucht-stickigen Erdniveaus. Ein Marder sprang über Doras Füße hinweg ins Freie. Überall am Boden waren dreckig-nasse Fußspuren zu sehen. Für den Bruchteil einer Sekunde stieg ihr ein eigenartiger Geruch in die Nase. In der Ecke standen zugebundene schwarze Müllsäcke. Zwei davon waren angeknabbert. Dora stocherte in einem herum. Haare kamen zum Vorschein. Alfred musste diese öffnen. Tierabfälle, Kadaver, Gedärme quollen heraus und ein angenagter Haarklumpen kollerte auf den glitschigen Boden.

„Die Müllsäcke bitte ins Auto von Alfred verfrachten und dem Pathologen Gaugg übergeben“, befahl Dora. Hans Schinko blieb zurück und leuchtete den Boden ab.

Währenddessen fanden Polizisten im Kühlraum einen markierten Beutel mit Fleisch und hinter den Stellagen eine versperrte Tür. Sie musste aufgebrochen werden. Rosenstingl behauptete, den Schlüssel von einer Angestellten nicht mehr zurück bekommen zu haben. In dem kleinen dunklen Raum hingen Fleischteile mit roter Farbe gekennzeichnet. An einem Seil hingen gefüllte Gedärme.

FÜNF

Im Verhörzimmer des Präsidiums fiel Rosenstingl emotionslos in den Stuhl.

„Frau Rosenstingl, Ihr Traditionsunternehmen mit höchster Qualitätsauszeichnung, das seit dem 18. Jahrhundert besteht, ist mit modernster Technologie ausgestattet. Alle eingereichten Artikel wurden mit einer Goldmedaille ausgezeichnet und Sie haben einen Pokal bei der Blutwurstweltmeisterschaft gewonnen. Sogar auf dem Wiener Naschmarkt haben Sie einen Stand mit den beliebten Dukatenwürsten. Und Sie sind eine der wenigen Nationalräte, die auch in der Privatwirtschaft tätig sind“, schmeichelte Dora. „Aber nun erklären Sie uns bitte, warum Sie sich heimlich von ihrem Betrieb davonmachen wollten.“

Der Polizeichef Manuel Lacina, die Hände in den Hosentaschen, stand hellhörig hinter Rosenstingls Rücken. Dora und Alfred saßen Rosenstingl gegenüber. Rosenstingls Anwalt saß rechts neben ihr. Dora legte die beweiskräftigen Fotos auf den Tisch. Dabei streifte sie versehentlich ihre Finger.

„Sie wissen schon, dass das eine sexuelle Belästigung ist? schnappte Rosenstingl.

„Pardon!“

Lacina verdrehte die Augen und seufzte tief. Rosenstingl nestelte an ihren Blusenknöpfen. Dora hob noch einmal mit der Frage an. „Frau Rosenstingl, wie gut verstanden Sie sich mit Frau Sickl?“

„Elke war, wie soll ich es sagen, sie war eine Belastung für mich. Sie war eifersüchtig auf meine Mitarbeiterinnen. Sie drängte mich immer wieder meine weiblichen gegen männliche Fachkräfte auszutauschen.“

„Seit einer Woche ist Frau Sickl abgängig. Im Institut veranstaltete sie am nächsten Tag noch ein Proseminar. Seitdem ist Frau Sickl verschwunden. Keine Nachricht, nichts über ihre Abwesenheit. Kein Kontakt zu ihren Angehörigen in Deutschland. Wir haben alles überprüft. Erklären Sie uns bitte, wie kam Frau Sickls Skalp in den Müllsack?“

Rosenstingl sah zu ihrem Anwalt. Sie flüsterten. „Es war es Unglücksfall. Elkes Haare wurden in die rotierende Maschine gezogen und rissen ihre gesamte Kopfschwarte ab. Sie hatte die Arbeitsschutzbestimmungen nicht beachtet“, gab sie laut Weisung ihres Anwalts Auskunft.

„Aber erst, nachdem Sie mit einer Eisenstange ihr den Kopf eingeschlagen haben. Und anschließend haben Sie mit einem Fleischerbeil ihre Glieder abgehackt und mit einem Schraubendreher die Augen ausgestochen und sie durch Stiche getötet. Wir haben auf dem Fleischerbeil, der Eisenstange und auf dem Schraubendreher Ihre Fingerabdrücke und Blut von der Toten gefunden. Was sagen Sie dazu? Und wir haben Proben gezogen aus den Leberparfait-Pralinen, die im Parlamentscafe und im Offizierscasino angepriesen wurden, wir fanden Spuren von Menschenfleisch. Und wir analysierten Ihre fabrizierten Hundesnacks, sie enthielten neben den pürierten Tierabfallprodukten auch menschliche Knochen.“ Dora blickte nun den Polizeipräsidenten an. Er klatschte leise anerkennend hinter dem Rücken von Rosenstingl in die Hände. Rosenstingl und der Anwalt steckten wieder ihrer Köpfe zusammen. Sie nickten einige Male. Nach einiger Zeit hob sie ihr Antlitz. „Als Nationalratsabgeordnete sage ich ab nun an nichts mehr.“

„Frau Rosenstingl“, hob der Polizeipräsident Manuel Lacina bedächtig an, „der Immunitätsausschuss hat in der Zwischenzeit schon einen entsprechenden Beschluss gefasst. Formell muss die Aufhebung Ihrer Immunität noch vom Plenum des Nationalrats von allen fünf Parlamentsparteien absegnet werden und wie Sie ja selbst wissen, geht das bei uns ziemlich rasch. Natürlich gilt bis dahin die Unschuldsvermutung. Bis dahin können Sie sich mit Ihrem Anwalt beraten wie in Ihre eigenen Extremitäten Myoglobin gelangte, das von Menschenfleisch stammt.“

Es war das tödliche Ende einer Beziehung, die auf dem großen Missverständnis beruhte, dass zwei grundlegend verschiedene Charaktere mit unterschiedlichen Interessen und einseitiger Zuneigung einen gemeinsamen Weg gehen wollten. Zum Abschied und vielleicht auch aus Mitleid steckte Rosenstingl dem Torso ihrer Geliebten noch eine schwarze Rose ins blutverschmierte Haar.

Nachdem Rosenstingl abgeführt wurde, wandte Dora sich an den Polizeipräsidenten. „Sogar in unserer eigenen Kulturgeschichte, in unseren Mythen und Märchen ist der Kannibalismus präsent. Und auch in das christliche Ritual, die Verwandlung von Leib und Blut in Brot und Wein, mischt sich ein Hauch Kannibalismus.“

„Mir ist so schlecht!“ Er wankte aus dem Verhörzimmer. „In Zukunft werde ich mich nur mehr mit Lichtnahrung verköstigen“, schlug Alfred als Alternative vor.

„Ist nicht notwendig!“ rief Dora ihm nach. „In naher Zukunft gibt es das In-vitro-Fleisch. Zuhause stellst du dir einen Bio-Reaktor auf, in dem präpariertes Zellgewebe über Nacht wächst. Am nächsten Morgen hast du dann ein selbstgezüchtetes Stück Fleisch ohne dass ein Tier dafür sterben musste.“

„Nein, danke. Ich verzichte. Ich gehe jetzt in den Schanigarten auf eine Portion Sonnenlicht und einem steirischen Bier dazu. Das schmeckt vorzüglich...“